

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 13. Dezember 1917

## Bei einem „Flukunge“ an der Front.

Von d. L. Widdens.

„So, nun haben Sie wohl die interessantesten Punkte unserer Artillerieabteilung gesehen“, meinte der Oberleutnant, der zum ersten Male an der Front war.

Die beiden standen auf einem freien Platz in der Nähe einer Batteriestellung. Es war an einem Vormittag im Herbst. Die Sonne schien warm, während vom Westen her eine dunkle Wolkenwand heraufzog.

Die Mannschaft der Batterie benutzte die gute Gelegenheit, sich zu sonnen und Wäsche zu trocknen. Der Leutnant wollte gerade seinen Dank für freundliche Führung und Aufklärung aussprechen, als er in seinem Vorhaben durch ein langanhaltendes, mihlendes „Trüüüüt“ aus einem ganz unwahrscheinlichen Instrument, halb Kuckhorn und halb Schalmei, gestört wurde. Sein Erstaunen wurde noch größer, als er sah, welche Wirkung dieses Signal auf die behaglich in der Sonne liegenden Kanoniere hatte.

Im Augenblick war der Platz leer; sämtliche Leute waren aufgesprungen und mit wenigen Sägen in den nahen Unterständen verschwunden und mit ihnen die Wäsche, die trocknen noch die Gestirke geizert hatte.

„Ehe noch der Befehl eine Erklärung erbitten konnte, fühlte er sich am Arm gepackt und unter einen Baum gezogen.“

„Fliegerwarnung!“ lautete die einfache Erklärung seines Mentors, der, nach einer Einbuhrung der Wolkenwand deutend, hinzusetzte:

„Sehen Sie, dort kommt er, im Blauen! Nicht über dem Rande der dunklen Wolke. Jetzt wird die „Flat“ gleich schießen!“

„Wer oder was ist „Flat“?“ fragte der andere; aber ehe eine Antwort erfolgen konnte, krachten in einiger Entfernung mehrere Kanonenschüsse in solcher Folge.

„Die beiden Salven haben wohl zwei von Ihren Batterien abgegeben“, ertöndigte sich der Befehl. „Schießen Sie etwa auf den Flieger?“

„Kein“, lautete die Antwort, „das war nur Schnellfeuer aus zwei Geschützen. Sehen Sie, da sind die ersten Sprengpunkte!“

„Seit den ersten Schüssen mochte etwa eine halbe Minute vergangen sein und links vom Flieger erschienen sechs weiße Wölchen am blauen Himmel und kurz darauf sechs weitere noch weiter links.“

„Donnerwetter! Die schießen aber weit links vorbei!“

„Kein“, antwortete der Leutnant, „das sieht nur von unserem seitwärts liegenden Standpunkte so aus. Die Schüsse legen der Höhe nach richtig und müssen vor dem Flieger gelegen haben; denn wie Sie sehen, hat er bereits lehr gemacht!“

Der Flieger wurde zusehends kleiner und plötzlich von der schwarzen Wolke verschluckt, und schon kamen die Kanoniere wieder aus ihrem Bann. Auf den Vorschlag des Offiziers war der Berichterstatter gern bereit, dem in der Nähe stehenden Platzzuge einen Besuch zu machen.

„Flat“ ist eine Abkürzung von Flug-Abwehrkanononen, erklärte ein Begleiter, „die sich erst während des Krieges zu einer brauchbaren und züchtigen Waffe entwickelten. Sie halten uns die feindlichen Flieger fern und schießen von den allzu-neugierigen einen guten Prozentsatz ab. Wenn wir kurzweg von dem Flat sprechen, so meinen wir damit den Platzzug, der unserem Abschnitt zugeteilt ist. — Vorsicht! Granatloch!“

Inzwischen waren die beiden Wanderer eine flache Mulde entlang gegangen, die sie gegen Sicht bedeckte. Da, wo sie sich merklich erweiterte, blieb der Leutnant stehen.

„Sehen Sie, da ist die Flatsstellung!“

Der Zivilist strengte seine, wie er meinte, ganz vorzüglichen Augen vergeblich an.

„Ich sehe nichts“, gestand er, „höchstens eine Art Kies- oder Lehmgrube und da in der Wand einige Stellen; aber von Geschützen sehe ich nichts.“

„Ja!“ lachte der Leutnant, „der Platzzug hat hier eine geradezu ideale Stellung gebaut.“

Damit schritt er auf eine kleine Rosenbüschung zu, hinter der die eigentliche Riesgrube begann. Auf sein: „Hallo! Posten! Aufgemacht!“ öffnete sich eine grassbengelbe Falltür, die hinter den beiden

Weschern sofort wieder geschlossen wurde. Erstaunt blickte der Besucher um sich; er befand sich in einem kleinen Zirkus oder Hippodrom; nur waren die Parterrelogen statt von Zuschauern von Granatpatronen besetzt, und in der Manege stand ein Feldgeschütz auf besonders hoher Lafette; für das Geschützrohr war in einem schirmartigen Dach ein schmaler Schütz, der nur ein gedämpftes Licht hereinließ.

Der „Flatzugführer“, ebenfalls ein Leutnant, trat herzu und lud die Besucher zu einer kleinen Erfrischung in seinem Unterstand ein, den sie durch einen tief in die Kreide führenden Schacht und einen langen Stollen erreichten. Dann begann er seine Erklärung:

„Die Flatzüge“ und neben ihnen die „K-Flat“ — das sind die Flatzüge auf Kraftwagen — bilden die kleinsten selbstständigen Einheiten unserer Artillerie. An der Front werden nur die mit Pferden bespannten Züge, kurzweg „Flatzüge“ genannt, und K-Flatzüge verwendet. In der Etappe findet man dagegen Flatzüge auf Wagen und „M-Flatzüge“, Flug-Abwehr-Flatzüge-Kanonnen. Letztere entsenden in solcher Folge, wie das Maschinengewehr, ihre Geschosse, die, auch bei Tage leuchtend, ihre Flugbahn erkennen lassen. Der Soldat nennt sie „Eierkanonnen“ oder „Leucht-kanonnen“.

In der Heimat endlich, sowie im besetzten Gebiet sind zahlreiche „D-Flatzüge“ zum Schutz besonders wichtiger Bauten aufgestellt. „D“ bedeutet „ortsfest“. Wie schon ihr Name ergibt, haben die Flatzüge die Aufgabe, feindliche Flieger, wo immer sie in Schussweite kommen, zu bekämpfen. Als beste Waffe diesen Feinden gegenüber haben sich allerdings unsere eigenen Kampfflieger bewährt; aber ich glaube, diese selbst würden die Flatzüge nicht gern missen, denn sie nehmen ihnen doch oft bei Vertreibung zudringlicher Flieger Arbeit ab. Die Flatzüge lösen ihre Aufgaben verschiednen, je nach den Umständen, die sie bekämpfenden Flieger.

„D-Flatzüge“ sollen feindliche Flieger hindern, ihre Bomben abzuwerfen, wo sie uns besonders Schaden zufügen würden. Sie tun das, indem sie den heran kommenden Flieger durch Sperrefeuer durchbrechen oder umfliegen, so wird es über die zu schützenden Objekte gelegt. Dann kann der Flieger darauf seine Bomben nur abwerfen, wenn er sich selbst opfert.“

„Wo bleiben denn aber all die Sprengstücke?“ fragte der Zivilist besorgt.

„Na, die fallen nach dem Befehl der Schütze wieder zur Erde“, beruhigte ihn der Leutnant, „das muß man als das kleinere Uebel im Vergleich zu den Bomben schon in den Kauf nehmen. Außerdem wird das Publikum ständig aufgefordert, bei Fliegerangriffen nicht nur wegen der Bomben, sondern vor allem der Sprengstücke wegen die Straßen zu verlassen und die Häuser aufzusuchen. Wer das aus Neugierde nicht tut, dem geschieht es ganz recht, wenn ihm ein Zünder auf den Kopf fällt.“

„Die für das Feldheer, besonders hier im Stellungskrieg tätigen Flieger sind wohl die Artillerieflieger, die das Einschleichen ihrer Batterien leiten. Ehe sie drahtlose Telegraphie an Bord hatten, verhängten sie ihre Batterien durch Zeichen, indem sie bestimmte Kurven beschrieb.“

„Später verwandten die Franzosen Fernrohr, der vom Flieger aus einem dünnen Rohr ausgeföhren wurde und nach seinem Betrieben lange oder kurze schwarze Wölchen bildete, die sich eine ganze Zeit lang hielten, und von der Erde aus als Morsezeichen gelesen werden konnten.“

„Diese Artillerieflieger wagen sich nicht weit vor, um sich nicht unnötig unserem Abwehrfeuer auszusetzen. Für sie genügt es, daß sie ihre Ziele erkennen können, und da sie sich weit in Höhen von 2000 bis 3000 Meter aufhalten, haben sie schon aus ziemlich erheblicher Entfernung einen genügenden Ueberblick. Manchmal bleiben sie zwei bis drei Kilometer hinter ihren vordersten Linien.“

„Aufgabe der Flatzüge ist es nun, diese Artillerieflieger abzuschießen“, ergänzte der andere Offizier rasch.

„Ein Kamerad lachte. „Ganz recht!“ Das Abschleichen ist das schwerste Ziel; aber das ist um so schwieriger, auf je größere Entfernung geschossen werden muß; denn je größer diese ist, desto größer sind auch die erlaubten Fehler und Abweichungen unserer Apparate, der menschlichen Augen, des Geschützes und des Brennzünders. Von dem richtigen Arbeiten aller dieser Faktoren ist die Lage und damit die

Wirkung des Schusses abhängig. Die Flatzüge haben aber ihre Aufgabe in unserem Falle schon zur Zufriedenheit gelöst, wenn sie den Flieger dauernd stören, indem sie ihm ständig Schüsse in den Weg legen, sobald er fortwährend seine Richtung ändern muß. Dabei verliert er die Orientierung, vor allem das Ziel aus den Augen.“

„Diese Artillerieflieger sind sehr hartnäckig. Zwangsgemäß durch unsere Schüsse zurückgedrückt, kommen sie wie Schweißfliegen furchend zum einmündungsartigen Male zurück, ohne sich dabei jemals in unsere günstige Schussentfernung zu wagen. Oft hat uns ein- und derselbe Flieger anderthalb bis zwei Stunden nicht von den Geschützen kommen lassen.“

„Die zweite Art von Fliegern sind die Kundschafter, die aufspähen sollen, was wir vordringen, wo wir neue Batteriestellungen und Schützengräben bauen oder Minenwerke aufstellen oder wo weiter hinten Munitionslager aufgefüllt oder Truppen ausgelagert werden. Dieser Flieger, die auch eifrige „Amateurphotographen“ sind, müssen natürlich über ihre Linien hinausfliegen und sich dadurch unserem Abwehrfeuer aussetzen.“

„Von der Schwierigkeit der Fliegerbeschlebung macht sich ein Flatzugler gar keine Vorstellung. Am so mehr müssen die Leistungen der Flatzüge anerkannt werden.“

„Es gehören einige mathematische Kenntnisse, Geistesgegenwart, rasche Entscheidungsfähigkeit und eine zuverlässige, fixe Bedienungsmannschaft dazu. Die Feldartillerie kann sich ebenso wie die „Führer“ auf ihr Ziel einrichten; wir dagegen nicht. Ihre Ziele sind, auch wenn sie sich bewegen, bei weitem nicht so schnell wie unsere. Sie können nur nach rechts oder links vorbei, zu kurz oder zu weit schießen, denn das Ziel liegt oder bewegt sich nur auf der Erdoberfläche, mathematisch gesprochen: in einer Ebene; wir aber haben zum Vorbeischießen alle drei Dimensionen zur Verfügung. Dazu fehlt uns jeder Anhaltspunkt für die Beurteilung der Lage unserer Schüsse. Gerade diese vielen Schwierigkeiten machen unsere Tätigkeit so überaus interessant und lohnend durch das Bewußtsein, daß wir durch Kämpfung der feindlichen Luftstreitkräfte zur Eringung eines vollen Sieges beitragen, oft auch belohnt durch Dank und Anerkennung der anderen Truppen, die ohne uns viel härter unter den Fliegern und ihren Erfindungen zu leiden haben würden!“

## Die Wallfahrt.

Rovelle von Vertha Reich.

Dort, wo die Ober ihren jugendlichen Uebermut noch kaum zu zügeln vermag, liegt ein großes Dorf. Dinge, die draußen in der Welt des Alltags im hellsten Wirbel an den Menschen weiden, doch er sie nicht beachten kann, werden da zu Ereignissen, die ihre Kreise drehend oder lachend um die Dörfer ziehen.

Da ist ein Bauer eine Kuh erkrankt; sie muß geschlachtet werden. Und die helle Trommel des Dorfboten trägt die Kunde durch den dreistündigen Ort, und es treten Leute aus der Häuschen und Gehöften und besprechen die traurige Tatsache. Dann schickte jeder Bauer und Häusler um das Fleischquantum, zu dessen Bezug ihn das Ueberkommen verpflichtet. Für die Mädchen und Frauen eine willkommene Gelegenheit, einander auch einmal außerhalb des Reichsganges oder der „Muff“ zu treffen.

Eine solche Wochentag war es, welche die Sente (Kosina) und die Wido (Ludovita) des Müllerbauern in Aufregung versetzte. Beide wollten gehen. Die Wido, über die ewige Bevorzugung der Sente getränkt, machte sich brummig wieder an ihre Arbeit. Währenddessen zog sich die Sente um. Sie ging, mit den Holzpanzern lebhaft klappernd, über den Hof zur Pumpe, ruppelte Hände und Gesicht unter hörbarer Anstrengung ab und schweißte den Seifenschaum mit dem von der Metallpumpe nicht gerade wohlriechenden Ruzwasser ab. Preußend trocknete sie sich mit der blauen Schürze. Dann ließ sie den Schwall noch über Weine und Hübe laufen und sprang, ohne sich abzutrocknen, frohschauend über den Hof in ihre Kammer. Rasch netzte sie ihre glatten, blonden Haare auf und striegelte sie mit einem engzahnigen Kamm vor dem handtellergroßen Spiegel, dessen welliges Glas sich in

den allfälligen Verzerrungen erging, glatt an den Kopf. Hieraus netzte sie den Kopf eng an den Hintertopf, spunkte in die Hände und preschte die Haare nochmals glatt. Trostlos trocknete ihre Hübschheit. Ihre jungen, strengen Züge, die gerade Nase, der feine, herbe Mund, die leuchtend-blauen Augen, sie brauchten keinen Rahmen. Haßig zog sie die Kattunjade, die darunter gebundene Schürze, den weißen Kattunrock und den roten Barackenunterrock ab. Und dann kam wieder das Anziehen — mit gleichen primitiven Gewändern, nur daß diese rein und neuer waren. Es schickte sich an Werktagen nicht, ein Sonntagsgewand anzulegen. Schwarzgelb querstreifte, selbstgestricke Strümpfe wurden angezogen und die Füße mit großer Anstrengung in die für die Genoschheit des Barfußgehens doch immer zu engen Schuhe gezwängt. Und nun stand das junge Ding vor der schweren Wahl des Kopftuches. Sie zog eine Lade der buntbemalten Kommode auf und wählte lange in ihrem Kopftuchreichthum. An dem Kopftuch erkennt man die Bauern-töchter. Sie nahm eines aus hellblauer Seide mit gelben Blumen gestickt. Sorgfältig wurde es unter dem Kinn geknüpft. Noch ein weißes Taschentuch mit rotgesticktem Namenszug in die Hand genommen, am Arm den breiten Hentelrock boumeln — und die Bauerntochter schritt aus dem Hause.

„Ei Goots Rom!“ — „Ei Goots Rom!“ Befriedigt sah ihr der Vater nach. Die Wido hatte auch der Sente nachgesehen. Aber ihre Gefühle waren nicht freundlich.

„Wort oder, ich set'sch (sag's) so dem Vater. Dar wird der so eh'ig mit Loisk. Inderlei (fortwährend) oder die Sente, oder die Wido. Was die sich so einbildt! Wie sie sich oder upfärrt (aufwirft)! An der Loisk der's je deher (doch) ni heizen, das stolze Luder!“

So grimmig und häßlich waren die Gedanken der Wido. Sie war auch ihre Schwester. Aber sie war schon älter, und sie hatte einen Hintereuf. Und außerdem knallrote Haare. Die nordmährischen Bauern tragen, rote Haare sind Hengent. Dazu die obligaten Sommerstrosen und eine mertswürdig gestuhte Nase — wie ein Knopf. Und ein unfreundliches Wesen.

In der Wido lachte und gäste es. Sollte sie dem Vater wirklich verzeihen, daß der Loisk zur Sente fenstern kam? Sie ermoog das ernstlich. Verwarf den Gedanken aber wieder. Der Vater konnte ja gegen den Loisk, einen so schönen, geflegten Mann, der im Dorfe von dem in der Welt erarbeiteten Gelde die schönsten Souplage ankaufte, nichts einzuwenden haben. Und die Bauern moralisieren so: „Durch's Fenster geht's ei die Eh. Da derf er nicht dandir fern.“

Sie mußte also etwas anderes aufsetzen. Ihre jahrelang aufgeschichtete Verbitterung flammte ihr Haß auf. Sie mußte der stolzen Schwester einen Dentsettel geben.

Die hübsche, blonde Sente ging indessen mit den ihr eigenen wiegenden Schritten die Dorfstraße entlang. Eine Bauerntochter, die Winkler-Anne, gefellte sich zu ihr. Die Anne wollte so gern heiraten, aber der Vater gab es nicht zu. Kein Bewerber schien ihm reich genug. Ach war er zu geizig, eine Waag aufzunehmen. So war die Anne schon verlobt und abgearbeitet. Die Anne sagte der Sente im Vertrauen, sie möchte gern wallfahren gehen zur heiligen Jungfrau nach Frieded. Das geliet der Sente. Sie hatte auch eine schwere Bitte am Herzen. Ahren Loisk.

Jeden Samstag abends erwartete sie ihn an ihrem Kammerfenster. Er kam geradeaus vom Dorf, die eine Stunde weit vom Orte vorbeistief — in die Welt. Loisk war draußen in Ostrau Waupolier und hatte mit seinem Unterneher schon in Rußland und in Preußen gearbeitet. Er mußte viel zu erzählen. Meistens Wäbergeschichten, um die Sente zu ärgern. „Ei, die Wido gebert das Eifer-Eifer (Eifersucht) wie eis Feier das Scheit“, plägte er zu sagen, wenn er sich im Gemeindegasthaufe über die Behandlung der Wido verbreitete. Nur ihn durfte man nicht ärgern, den Herrn Polier Alois Peter.

Ran sollte die Sente von dem Loisk Abschied nehmen. Er war einberufen. Sie wollte gern zuerst wallfahren gehen. Aber nicht etwa aus Angst, dem Loisk könnte etwas geschehen. An den breiten, starken Loisk traute sich keiner heron — auch die Augen nicht, so meinte sie. Um seine Treue ging es ihr. Da draußen die Wido! Er hatte ihr so viel von den russischen Weibern erzählt.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, schick mir oder man Loisk vor die Wimer!“

So beschloßen die beiden Mädchen, am Freitag früh nach Frieded zu fahren. Das wollten sie bei den Vätern für einander durchsetzen.

Das war ein Gezwitscher und Getulle beim Köllnerbauern! Die Sente wurde besonders begudt und bestraft. Das ganze Dorf wußte, daß der Loisk zu ihr fenstern ging, und alle beneideten sie. Da ließen sie es denn auch an spizen Reden gar nicht fehlen. Besonders seine Einrückung war für sie ein unerträgliches Geschäft der Bosheit. „Dös wird ower a Abschiedsflankeln wern!“ neckten die einen. Sente wurde rot und wandte sich ab. Die Mädchen lachten, und eine lachte:

„Dar wird mit die russische Wimer schon diskurieren!“ Da drehte sich die Sente stolz zu ihr herum: „Dofir loos oder mir die Sock! Bastande?“ und sie dachte befriedigt des Geheimnisses der Wallfahrt nach Frieded.

Am abend war ein großes Hindernis und Hergen zwischen den beiden Höfen. Und ein großes Heumilchun. Die Sente hatte nicht nur den eigenen, sondern auch der Anne Vater herungeliegt; lehteren allerdings erst durch ihre Bemerkung, daß sie für beide zahlen werde.

Wido war in hellster Wit. Eine solche Wallfahrt wollte sie schon lange machen. Immer war sie unabsichtlich gewesen. Ihr hätte man das nie erlaubt, was ihrer jüngeren Schwester im Handumdrehen gelang. In der Herzensnot der Verbitterung und des Haßes lief sie noch am abend den weiten Weg in die Kirche, wartete vor dem Muttergottesbilde auf die Anne und betete inbrünstig für sie, um Rache für ihre Hintanzetzung. Mit von Wuttränen verdundelten Augen sah sie zur Jungfrau auf. Da war es ihr, als hätte die Jungfrau leicht genickt. Berührt betete sie noch achtmal das Vaterunser mit dem englischen Gruß. Dann ließ sie heim, schein und heimlich auf dem Feldwege hinter den Gehöften, dabei die Hand mit dem Rosenkranz auf das hohe Herz pressend. Schlag irgendwas ein Hund an, humpelte sie noch eiliger.

Wides Kammer lag der Sentes gegenüber — im Ausgebing, das seit Grechpeters Tod leer gestanden hatte. Aus Sentes Kammer rang noch Licht durch die Tür. Die Wido schlich an die Tür und guckte durch's Schlüsselloch. Sente kniete vor der Marienstatue, die unter einem Glassturz auf der Kommode stand, und betete. Auf ihrem reinen, scharfen Profil und über die nackten, weißen Schultern jügelte das Kerzenlicht. Die Hände, deren Not sich grell von dem Wüllentisch der vollen Arme abhob, waren flehend erhoben. Ueber das schöne Bild glittens Wides hübschere Wido.

„Wort oder, du Dös! Uf dich heert sie ni! Ich wor ehnder bei ihr!“ Mit diesem Triumph troch sie unter den schneellenden, buntgewürfelte Ueberbett. Vor dem Einschlafen erinnerte sie die heilige Jungfrau noch einmal an ihr Verprechen.

Zeitlich morgens machten sich die beiden Freundinnen, die Sente und die Anne, auf. Das Wägelchen des Müllerbauern trug sie im Morgenrauschen über die Feldwege zur Bahnhofstation. Sie saßen ganz vertrocknet in ihre breiten braunen Wolltücher. Als sie bei der Furt durch die Dder stellten, scheute das Pferd vor der Flut. Es hatte im Gebirge hart geregnet. Das Wasser ging höher als sonst. Vielleicht kam Hochwasser. Sente ängstigte sich, ob das nicht ein Zeichen wäre, daß sie umkehren sollten. Aber nein! Der Loisk kam doch erst Samstag abends — da war sie ja längst zurück.

Und Sente flehte zur heiligen Jungfrau in Frieded um ihres Liebsten Treue — die Anne betete um einen Mann, um „an gutte, an prave, an schene“.

Die Dder fleg und fleg. Man mußte überall Dammarbeiten machen. Die Wido freute sich, daß das Wasser stieg. Die Wido soll's oder furtreich, daß dos Dös ni heim toon.“ Nicht, daß sie ihrer Schwester ein Unglück wünschte, aber eine kleine Schicksalshose, die hätte sie gefreut.

Sente und Anne hatten schon in Frieded gehört, daß die Flüße stiegen. Man riet ihnen, den Umweg über die andere Strecke zu machen. Doch Sente bedachte, daß sie dann anstatt Samstag nachmittags erst am Sonntag früh heimläme. Wenn sie Glück hatten, dann kamen sie noch hinüber. Sente vertraute mit der Sorglosigkeit schöner, frühlicher Menschen immer dem Glück

Auf der Station fanden sie ihren Wagen nicht. Auch die Post war nicht da. Sie erfuhren, daß man nicht mehr hinüber könne.

Die Boote konnte man nicht ablassen, weil die Strömung noch zu stark wäre. Man müßte warten, bis sich das Wasser ein wenig verlaufen hätte. Sente dachte, das sei ganz fein, da werde sie doch am abend auf der Station den Loisk treffen. Freilich mußte sie ihm dann allerlei vorkäuschen — und so gemächlich wie in ihrer Kammer hatten sie es da vor aller Leute Augen nicht. Aber sie war doch frohen Mutes, ging mit ihrer Freundin in die Restauration und verlangte Kaffee. Sie tat ganz ungeniert, denn sie wußte ganz gut, daß sie eine hübsche wie reiche Bauerntochter war. Endlich kam der Zug. Aufgetegt spähte die Sente, neugierig die Anne. Viele kamen, nur der Loisk nicht. Als die Männer die bekannten Mädchen sahen, kamen sie logisch auf sie zu. Da erfuhr die Sente, daß der Loisk schon mit dem Frühzuge heimgefahren war.

„Har is a Gescheiter! Har hot Nacht gehet“, sagten anerkennend die Männer. Die Sente schluckte und schluckte. Anne war glücklich, weil die Männer mit ihr schäkerten. Sente war verzweifelt. Nicht einmal mehr verabschieden konnte sie sich vom Loisk. Die anderen streckten sich auf die Bänke. Sente harrete durch die angefahrenen Scheiben in die dunkle Nacht.

Loisk ging den weiten Weg von einem Dorfende zum anderen zu Sentes Heimwesen, sprang über die Gartenmauer, schlich an das Ausgebing, klopfte ans Fenster. Wie gewöhnlich war ihm im Dunkel aufgetan. Zwei weiche Arme umfaßten ihn, und seine Lippen verfanen in ihrem Küssen auf einen leuchtenden Mund.

„Sinterle mein, du Soderlotter! A fu host du jo noch ni tiße kenne!“ Loisk war ganz heiß geworden. Was hatte jene Mädel heute nur? War es der bevorstehende Abschied, der sie so hingebend machte?

Der Morgen war noch ferne, da drängte das Mädel den Loisk schon hinaus. Loisk's vorsichtiges Tappen verlornt in die Geheimnisse der sterbenden Nacht.

Als das Wasser nicht fallen wollte, entschloßen sich die Leute doch, Boote zu nehmen. Erst Sonntags mittag kam es dazu. Und Sonntags mittag fuhr auf der anderen Dristsite der Loisk gegen die andere Strecke, um den Anschluß an den Krakauer Zug nicht zu veräumen. Sente meinte im geheimen. Ohne ein Wort vor er gegangen! Da kamen kurze Feldpostschritten. Und sie antwortete in dem ungelenten Ausdruck, unter dem sich oft ein zutendes Herz verbirgt.

Sente meinte — Wido lachte. Wido lachte immer frühlicher. Sie hatte jetzt die Gewißheit, ihre Rache war gelungen.

Die Wido hatte der heiligen Jungfrau zwei große Kerzen in die Kirche gebracht. Schöne Kerzen, gelb mit roten Wachsblumen.

Auch die Sente ging oft zur Kirche. Sie betete jetzt nicht mehr um seine Treue, sondern um sein Leben. Nur heimkommen sollte er ihr! Jetzt wollte sie sich nicht mehr vor ihm schämen. Ihre Liebe sollte ihm ungenheim entgegenblühen.

Nach sechs Wochen blieben Loisk Karten aus. Und dann schlichen lange, bange Wochen durch's Haus. Loisk war gefallen. Jetzt wußten sie es.

— Schlimmes Zeichen. „Warum bist Du denn so mißgestimmmt?“

„Ah, denke Dir, vorhin bin ich mit meiner Frau an ihrem Modemagazin vorbeigegangen, ohne daß sie mich sah, ihr was zu kaufen!“

„Freilich! Bedenke doch nur, was sie sich schon an Toiletten bewacht haben muß, wenn sie mich so rudig vorbeiläßt!“

— Galt e h u m o r. Gefängnisauflöser: „Nun, wie hat Ihnen die Heferschwabheit geschmeckt?“

Delinquent: „Großartig! Das wird mir eine angenehme Erinnerung bleiben für mein ganzes Leben!“

— Erläut. Sie: „Warum haben Sie mir denn ein schriftliches Liebesgeständnis gemacht, Herr Baron?“

Er: „Weil ich Sie unlagbar liebe!“

— Dummes Mißverstandnis. A: Wollen Sie nicht unterm spiritistischen Verein beitreten?

B: Nein, ich bin ein Gegner des Alkohols.